

Charismatisch

Zürich: Eine interessante Paarung präsentierte die «Neue Konzertreihe Zürich» im praktisch ausverkauften Grossen Tonhalleaal. Der profilierte Dirigent Michael Gielen und das mit ihm eng verbundene SWR-Sinfonieorchester begleiteten die vielbeachtete französische Musikerin Hélène Grimaud im 5. Klavierkonzert Beethovens. Das Resultat war interessant, wenn auch nicht in jedem Moment begeisternd.

NICK LIEBMANN

Was im «klassischen» Konzertbetrieb einst gang und gäbe war, ist uns längst abhanden gekommen: der Glamour um exzentrische Solisten, der allein schon viele Zuhörer in die heute oft etwas elitären Musentempel lockte. Die im französischen Aix-en-Provence geborene Pianistin Hélène Grimaud hat den Sprung in die Boulevardspalten geschafft – eine Seltenheit in dieser Branche. Einerseits ist die gefeierte Wahlamerikanerin eine blendende Erscheinung, eine Schönheit, die auch als Model Triumphe feiern könnte. Und andererseits beschäftigt sich die Exzentrikerin auch mit eher ungewöhnlichen Themen – so hält sie sich zahme Wölfe als Haustiere und setzt sich vehement für den Naturschutz ein.

Doch uns interessieren in diesem Zusammenhang mehr ihre Qualitäten als Musikerin. Und da spielt sie noch nicht ganz in der ersten Liga mit, wie das Zürcher Konzert zeigte. Grimaud hat sich bereits als Klaviervirtuosin mit eigenen interpretatorischen Ideen etabliert und zahlreiche Tonträger bespielt. In den Exkursen des 5. Klavierkonzerts von Beethoven hatte die charismatische Solistin ihr Temperament allerdings nicht immer unter Kontrolle. Die spezielle Auffassung von Agogik und Dynamik verlieh ihrem Spiel zwar zuweilen eine wirkungsvolle Dramatik, aber immer wieder gerieten ihr einzelne Passagen verhetzt, schlichen sich Unsauberkeiten, ja Fehler ein. Dem standen ein wunderbar poetisch interpretierter langsamer Satz und ein eigenwilliges Kokettieren mit ganz feinen Tönen gegenüber, woraus man auf ein grosses Potential schliessen konnte. Man darf auf die weitere Karriere von Hélène Grimaud gespannt sein. Es bleibt zu hoffen, dass die «Seitenschauplätze» nicht überhand nehmen und sie sich genügend auf ihre musikalische Karriere konzentrieren kann.

Unglaublich modern

Der bald 80-jährige Dirigent Michael Gielen hingegen hat längst bewiesen, was er kann. Gielen hat sich seit seines Lebens mit zeitgenössischer Musik beschäftigt und dadurch einen eigenen Musizierstil entwickelt, der gewiss nicht alle Hörer anspricht und der auch in seinen Interpretationen von älterer Musik dominiert. So setzte der hervorragende Maestro bereits bei der zu Beginn dargebotenen, zweitletzten Sinfonie Haydns («mit dem Paukenwirbel») auf breite, aber strikte durchgehaltene Tempi und ein Maximum an Transparenz, was den unglaublich modernen Charakter des Werks überlebensgross erscheinen liess. Man «hört» ihn während seiner Arbeit denken und ist dankbar, dass er uns als Publikum auf so vieles aufmerksam macht.

Ein ganz besonderes Erlebnis war die Begegnung mit einem selten aufgeführten «schweren Brocken», der Ballettmusik «Agon» von Igor Strawinsky. In ihr werden nicht nur die für den Komponisten typischen Stilmerkmale deutlich; sie ist auch ein Beispiel für die Art, wie er damals (1957) mit der Zwölftonmusik experimentierte. Das SWR-Sinfonieorchester Baden-Baden und Freiburg, dem Gielen als Chefdirigent von 1986 bis 1999 vorstand, versteht jeden Fingerzeig von ihm und setzt seine Ideen optimal um. Die Klarheit, mit der hier musiziert wurde, zeigte einmal mehr deutlich, wie positiv sich die intensive Beschäftigung mit Neuer Musik auch dann auf die Orchesterkultur auswirkt, wenn Werke aus der Klassik oder der Romantik auf dem Programm stehen.

Die Rosse des Achilles weinten

Gedanken zum Verhältnis von Mensch und Tier

Die Angst vor der in Südostasien wütenden Hühnerpest hat sich in der Schweiz bis jetzt in Grenzen gehalten. Dagegen entsetzte man sich allgemein über die tierversäuernde Massenvernichtung des Geflügels in jenen Ländern, wie sie in Bildern der TV verbreitet wurden. Bedeutet nun diese Entrüstung, dass sich der Tier-schutz-Gedanke bei uns im Westen doch einigermaßen verwurzelt hat? Oder liess man nur wieder einmal dem Vorurteil freien Lauf, dass im «Osten» Tiere eben nichts, weniger als nichts gelten?

FRITZ BILLETER

Die Jäger der Eiszeit und der Steppe kulturen fühlten sich den Tieren nahe verwandt. Von dieser engen Verwandtschaft zeugen etwa die tierisch-menschlichen Doppelmasken der Schamanen in den sibirischen und indianischen Kulturen, aber auch in geschichtlicher Zeit altägyptische Götter mit Tierköpfen oder die Mischwesen wie Kentaur, Minotaurus, Sirene der griechisch-römischen Antike. Bei Homer weinen die Rosse des Achilles über den Tod des Patroklos.

Ebenbürtigkeit von Mensch und Tier

In vorgeschichtlicher Zeit bestand zwischen Mensch und Tier noch kein Machtgefälle: Mammut, Urstier oder Bär waren gefährlich; die Höhlenmalereien der Altsteinzeit, die wir bis heute bewundern, beschwören das Jagdglück. Die Grosstiere waren als stark eiweisshaltige Nahrung hoch willkommen, gleichzeitig wurden sie als Gottheiten verehrt und gefürchtet. Zahlreiche Überlieferungen spiegeln diese ihre Mächtigkeit. So sprachen die sibirischen Jäger den Bären als «Grossvater», «Herr», «heiliges Wesen» an; nachdem er getötet war, schmückten ihn die Frauen unter Wehklagen, um ihn zu besänftigen. Aus Ostsibirien ist folgender Wiederbelebungszauber bekannt: «Die Rentiere sind ins Feld gelaufen. Die See-hunde haben sich ins Meer begeben. Der Wal hat sich ins Meer begeben.» Bis heute hüten sich die Aborigines, den Dingo zu beschimpfen oder gar ihm nachzustellen, während die weisse Bevölkerung Australiens den Wildhund verfolgt, wo er nur auftaucht.

Schliesslich bekamen die Menschen der frühen Jägerkulturen mit Pfeil und Bogen eine wirksame Waffe gegen das Grosswild in die Hand, die es erlaubte, den gefährlichen Gegner aus Distanz zu erlegen. Von 11 000 vor Christus an sind die ersten Haustiere nachzuweisen. In Indien wurde als Erstes das Schaf gezähmt, in Europa, zeitlich etwas später, der Hund. In diesem einzigartigen kulturellen Bündnis garantiert der Mensch dem sich zur Domestikation eignenden Tier ein stressfreieres Leben, indem er ihm Nahrung und Pflege gewährt. Dieses bezahlt solche Vorteile mit Unterwerfung, die – damals und besonders heute – bis zur Ausbeutung entarten konnte. Eine viel zitierte Textstelle aus der Genesis hat diesen Umschwung zu Ungunsten des Tiers über lange Zeit scheinbar gerechtfertigt und zementiert: «Und Gott segnete sie (nämlich die Menschen) und sprach zu ihnen: seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrscht über die Fische im Meer und die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht» (1. Mose 28). Erst die Theologie des 20. Jahrhunderts vermochte aus diesem Zitat, nicht in erster Linie die Legitimation der Vorherrschaft des Menschen, sondern gerade auch dessen Verantwortung gegenüber der Schöpfung abzuleiten.

Die Heiligung der beseelten Natur

In den prähistorischen Frühkulturen und auch noch in den späteren Hochkulturen standen nicht nur Mensch und Tier, sondern auch



Böse Geister austreiben: rituelle Verbrennung von Geflügel auf Bali. Keystone

Mensch und Gott einander nahe. Im Totemismus oder im Glauben an die Seelenwanderung (Metempsychose) können Tiere als die Vorfahren des Menschen auftreten, denen in dieser Rolle besondere Verehrung gezollt wird. Diesem Wissen um eine Allbe-seelung des Kosmos begegnet man sowohl auf der Stufe primitiver Stammeskulturen als auch in verschiedenen, oft philosophisch durchdachten Formen des Pantheismus. Beim Vorsokratiker Pythagoras (ca. 570 bis ca. 500 v. Chr.) nahm diese Weltauffassung eine Wende zum Tier-schutz-Gedanken von ungewöhnlicher Radikalität. Auf die Lehren des halb sagenhaften Religionsstifters Orpheus verweisend, verbot er Tier-opfer und jede animalische Nahrung; ja es ist überliefert, dass er selbst den Umgang mit Metzgern verminderte. Die Zeitgenossen verachteten diesen Vegetarismus, behaupteten, Pythagoras und seine Anhänger würden nur deswegen auf Fleischgenuss verzichten, weil sie sich ihn in ihrer Armut nicht leisten könnten. Dennoch übernahmen später einige bedeutende Philosophen den Vegetarismus, so Sokrates, Diogenes und die Schule der Epikuräer. Dem späthellenischen Historiker und Philosoph Plutarch (46 bis ca. 120 n. Chr.) mochte die Lebenspraxis der Pythagoräer als sektenhaft oder als etwas ungeschlachtet vorkommen; dennoch verzichtete auch er auf tierische Nahrung. «Welche Mahlzeit, für die ein seelisches Wesen getötet wird, kommt nicht teuer zu stehen?», fragte er vornehm-zurückhaltend, selbst dann wenn er nicht behaupten wollte, man esse dabei unter Umständen die Mutter, den Vater, den Freund oder gar das eigene Kind.

Der grosse Aristoteles (ca. 445 bis ca. 385 v. Chr.), vor allem Philosoph, darf auch als erster systematisch forschender Zoologe bezeichnet werden. Er erkannte zwischen Tier und Mensch nur einen graduellen, keinen prinzipiellen Unterschied und gestand Ersterem die Fähigkeit zu Lust und Leid zu empfinden. Gleichzeitig war er aber davon überzeugt, dass es zum Nutzen des Menschen zu dienen habe.

Zusammengefasst: In der griechischen Antike herrschte die Überzeugung vor, dass alles Lebendige geheiligt sei, eine Haltung, aus der fast notwendig für den Alltag Rücksicht und Achtung gegenüber dem Tier erfolgen mussten.

Im Zusammenhang mit der in Ostasien ausgebrochenen, für den Menschen gefährlichen Hühnerpest, der man sich durch rücksichtslose Massenvernichtung des Geflügels zu wehren versucht, ist bei uns im «Westen» das alte Vorurteil wieder aufgebrochen, die im «Osten», die «Asiaten» hätten eben kein Herz für Tiere. Bei solchen pauschalen Behauptungen gäbe es manches zu hinterfragen. So müsste man etwa hervorhe-

ben, dass in der Schweiz das Tier juristisch gesehen seit dem 1. April 2003 zwar nicht mehr als Sache behandelt werden darf. Ein derartiger Grundsatzentscheid wendet aber die realen Verhältnisse noch nicht wie von selbst zum Besseren. Auch bei uns (nicht nur in Ostasien) wird die massenhafte Stall- und Käfighaltung etwa von Schweinen und Geflügel um der höheren Rendite willen weiter fortgesetzt. Trotz zahlreicher Einzelvorschriften in die richtige Richtung vegetieren unzählige Schlacht-tiere auch in der Schweiz an der Grenze der Quälerei.

Weitsichtige Gebote

Zum Zweiten mag erstaunen, dass sich die ersten Ansätze zu einem Tier-schutzgesetz ausgerechnet im «Osten» nachweisen lassen. Dem babylonischen König Hammurabi (1728–1686) ist die erste schriftlich festgehaltene Gesetzgebung der Geschichte zu verdanken. Darin wird ausdrücklich verboten, dem Vieh allzu schwere Arbeit zuzumuten.

Von China ist überliefert, dass bereits in der Chou-Dynastie (1050 bis 249 v. Chr.) Tierärzte praktizierten. In dem um 520 vor Christus verfassten «Buch der Belohnungen und Bestrafungen», das dem chinesischen Philosophen Lao Tse zugeschrieben wird, kann man lesen: «Seid menschlich gegen die Tiere, tut weder Insekten noch Pflanzen noch Bäumen ein Leid an. (...) Zerstört keine Nester der Vögel, noch vertilgt ihre Eier. Hetzt weder Menschen noch Tiere, fügt ihnen kein Leid zu.» Die Weitsicht dieser Gebote lässt sich daran er-messen, wenn man sie mit einem am 17. Mai 1992 erfolgten, allerdings noch umfassenderen Eintrag in die Bundesverfassung vergleicht: «Der Bund erlässt Vorschriften über den Umgang mit Keim- und Erbgut von Tieren, Pflanzen und anderen Organismen. Er trägt dabei der Würde der Kreatur sowie der Sicherheit von Mensch, Tier und Umwelt Rechnung und schützt die genetische Vielfalt der Tier- und Pflanzenarten.»

König Aschoka errichtete ein erstes Grossreich auf dem indischen Subkontinent, erwies sich aber auch in ethisch-religiöser Hinsicht als herausragende Gestalt. 275 vor Christus liess er zahlreiche Edikte in Felsen und Säulen meisseln: Er gründete Tierspitäler, untersagte Kämpfe mit Tieren und sorgte für den Bau von Brunnen zur Erquickung von Mensch und Tier.

Empathie gegen Ausbeutung

Francis Bacon (1561–1626) und René Descartes (1591–1662) gehören zu den wichtigsten Begründern der Neuzeit. Die beiden Philosophen entwarfen Methoden des kritischen Denkens, die auch für die Naturwissenschaften massgebend wurden. Indem sie die objektive Analyse in den Mittelpunkt stellten, setzten sie ge-

waltige Energien für den forschenden und experimentierenden Geist frei. Doch gerade Descartes' mechanistische Denkweise barg auch die Gefahr in sich, die Natur lediglich unter dem Gesichtspunkt ihrer Nutzung zu sehen, was leicht zu ihrer Ausbeutung ohne Skrupel führen konnte. Das Tier verstand Descartes «eine von Gott gemachte Maschine», «unvergleichlich besser eingerichtet und in seiner Bewegung wunderbarer (...) als das, was die Menschen in dieser Beziehung erfinden können.» Von da war es nur noch ein Schritt, dem Tier die Seele abzuspochen, um mit ihm wie mit einem Gegenstand um-zuspringen.

Leben verursacht Leiden

Dieser mechanistisch-materialistischen Auffassung ist beispielsweise die Theologie des 20. Jahrhunderts klar entgegen getreten. Von Karl Barth stammt die Formulierung «Würde der Kreatur», die, wie oben gezeigt wurde, in die Bundesverfassung einging; Albert Schweitzer forderte «Ehrfurcht vor dem Leben». Er sah dieses Postulat beispielgebend von Franz von Assisi eingelöst, der ja den Vögeln und den Fischen predigte. Er verwarf das «cogito ergo sum» von Descartes, das er als zu individualistisch und egozentrisch einschätzte, als alleinige Grundtatsache; für ihn galt eine andere erste Gewissheit: «Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.» Gleichzeitig musste er einsehen, dass die ethische Forderung, alles Leben zu schützen, höchstens annähernd erfüllt werden kann, da zum Überleben zwangsläufig die Schädigung anderer Lebens in Kauf genommen werden muss. Ähnlich wie Schopenhauer wurde ihm bewusst: Alles Leben verursacht Leiden.

Nun kann für den christlichen Theologen die «Würde der Kreatur» nur verliehen werden – und zwar von Gott. Wie lässt sich dann aber der Gedanke des Tierschutzes für Agnostiker begründen? Wie sind nichtchristliche Teile der Bevölkerung in einer pluralistischen Gesellschaft auf eine Ethik zu verpflichten, die das Tier, ja schliesslich die ganze beseelte Natur vor Schädigung und Ausbeutung durch den Menschen bewahren will? Insbesondere die Vergleichende Verhaltensforschung mit ihrem Pionier Konrad Lorenz (1903–1989) hat uns die Augen für die wunderbare Komplexität des Tierreiches geöffnet. Sie zeigt uns auch, dass das Tier sich viel geringer von uns Menschen unterscheidet, als wir oft in unserem Dünkel anzunehmen gewillt sind. Sie bringt ein altes Sprichwort zu neuen Ehren, das uns zur Empathie mit allem Leben auffordert: «Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu.»

Der Verfasser bedankt sich, dass er die Bibliothek der Stiftung für das Tier im Recht benutzen durfte.